

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 12

Artikel: Charles Pictet de Rochemont

Autor: Brugger, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634790>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ja, ja,“ sagte er lässig. „Der Herr läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, und nur die Schneider sitzen trocken. Hast du immer noch zu klagen, Schlotterbed?“

„Ach, Knulp, ich will nichts sagen. Du hörst ja die Kinder nebendran schreien. Es sind jetzt fünf. Da sieht man und schuftet bis in alle Nacht hinein, und nirgends will's reichen. Und du tust nichts als spazierengehen!“

„Fehlgeschossen, alter Kunde. Vier oder fünf Wochen bin ich im Spital in Neustadt gelegen, und da behalten sie keinen länger, als er's bitternötig hat, und es bleibt auch keiner länger drin. Des Herrn Wege sind wunderbar, Freund Schlotterbed.“

„Ach laß diese Sprüche, du!“

„Bist du denn nimmer fromm, he? Ich will es gerade auch werden und darum bin ich zu dir gekommen. Wie steht's damit, alter Stubenhocker?“

„Laß mich in Ruh mit der Frömmigkeit! Im Spital, sagst du? Da tust du mir aber leid.“

„Ist nicht nötig, es ist vorbei. Und jetzt erzähl einmal: wie ist's mit dem Buche Sirach und mit der Offenbarung? Weißt du, im Spital hab ich Zeit gehabt, und eine Bibel war auch da, da hab' ich fast alles gelesen und kann jetzt besser mitreden. Es ist ein kuroses Buch, die Bibel.“

„Da hast du Recht. Kuriös, und die Hälfte muß verlogen sein, weil keins zum andern paßt. Du verstehst's vielleicht besser, du bist ja einmal in die Lateinschule gegangen.“

„Davon ist mir wenig geblieben.“

„Siehst du, Knulp—“. Der Schneider spudte zum offenen Fenster in die Tiefe hinunter und sah mit großen Augen und erbittertem Gesicht hinterdrein. „Sieh, Knulp, es ist nichts mit der Frömmigkeit. Es ist nichts damit, und ich pfeife drauf, sag' ich dir. Ich pfeife drauf.“

Der Wanderer sah ihn nachdenklich an.

„So, so. Das ist aber viel gesagt, alter Kunde. Mir scheint, in der Bibel stehen ganz gescheite Sachen.“

„Ja, und wenn du ein Stück weiter blätterst, dann steht immer irgendwo das Gegenteil. Nein, ich bin fertig damit, aus und fertig.“

Knulp war aufgestanden und hatte nach einem Bügelseisen gegriffen.

„Du könntest mir ein paar Kohlen drein geben,“ bat er den Meister.

„Zu was denn auch?“

„Ich will die Weste ein wenig bügeln, weißt du, und dem Hut wird es auch gut tun, nach all dem Regen.“

„Immer nobel!“ rief Schlotterbed etwas ärgerlich. „Was brauchst du so fein zu sein wie ein Graf, wenn du doch nur ein Hungerleider bist?“

Knulp lächelte ruhig. „Es sieht besser aus, und es macht mir eine Freude, und wenn du's nicht aus Frömmigkeit

tun willst, so tust du's einfach aus Nettigkeit und einem alten Freund zuliebe, gelt?“

Der Schneider ging durch die Tür hinaus und kam bald mit dem heißen Eisen wieder.

„So ist's recht,“ lobte Knulp, „danke schön!“

Er begann vorsichtig den Rand seines Filzhutes zu glätten, und da er hierin nicht so geschickt war wie im Nähen, nahm ihm der Freund das Eisen aus der Hand und tat die Arbeit selber.

„Das laß' ich mir gefallen,“ sagte Knulp dankbar. „Jetzt ist es wieder ein Sonntagshut. Aber schau, Schneider, von der Bibel verlangst du zu viel. Das, was wahr ist, und wie das Leben eigentlich eingerichtet ist, das muß ein jeder sich selbst ausdenken und kann es aus keinem Buch lernen, das ist meine Meinung. Die Bibel ist alt, und früher hat man mancherlei noch nicht gewußt, was man heute kennt und weiß; aber darum steht doch viel Schönes und Braves drin, und auch ganz viel Wahres. Stellenweise ist sie mir gerade wie ein schönes Bilderbuch vorgekommen, weißt du. Wie das Mädchen da, die Ruth, übers Feld geht und die übrigen Ähren sammelt, das ist fein, und man spürt den schönsten warmen Sommer drin, oder wie der Heiland sich zu den kleinen Kindern setzt und denkt: ihr seid mir doch viel lieber als die Alten mit ihrem Hochmut alle zusammen! Ich finde, da hat er Recht, und da könnte man schon von ihm lernen.“

„Ja, das wohl,“ gab Schlotterbed zu und wollte ihn doch nicht Recht haben lassen. „Aber einfacher ist es schon, wenn man das mit andrer Leute Kindern tut, als wenn man selber fünf hat und weiß nicht, wie sie durchfüttern.“

Er war wieder ganz verdrossen und bitter, und Knulp konnte das nicht ansehen. Er wünschte ihm, ehe er gehe, noch etwas Gutes zu sagen. Er befand sich ein wenig. Dann beugte er sich zu dem Schneider, sah ihm mit seinen hellen Augen nah und ernsthaft ins Gesicht und sagte leise: „Ja hast du sie denn nicht lieb, deine Kinder?“

Ganz erschrocken riß der Schneider die Augen auf. „Aber freilich, was denkst du auch! Natürlich hab' ich sie lieb, den Größten am meisten.“

Knulp nickte mit großem Ernst.

„Ich will jetzt gehen, Schlotterbed, und ich sage dir schönen Dank. Die Weste ist jetzt gerade das Doppelte wert. — Und dann, mit deinen Kindern mußt du lieb und lustig sein, das ist schon halb gegessen und getrunken. Paß auf, ich sage dir etwas, was niemand weiß und was du nicht weiter zu erzählen brauchst.“

Der Meister sah ihm aufmerksam und überwunden in die klaren Augen, die sehr ernst geworden waren. Knulp sprach jetzt so leise, daß der Schneider Mühe hatte, ihn zu verstehen.

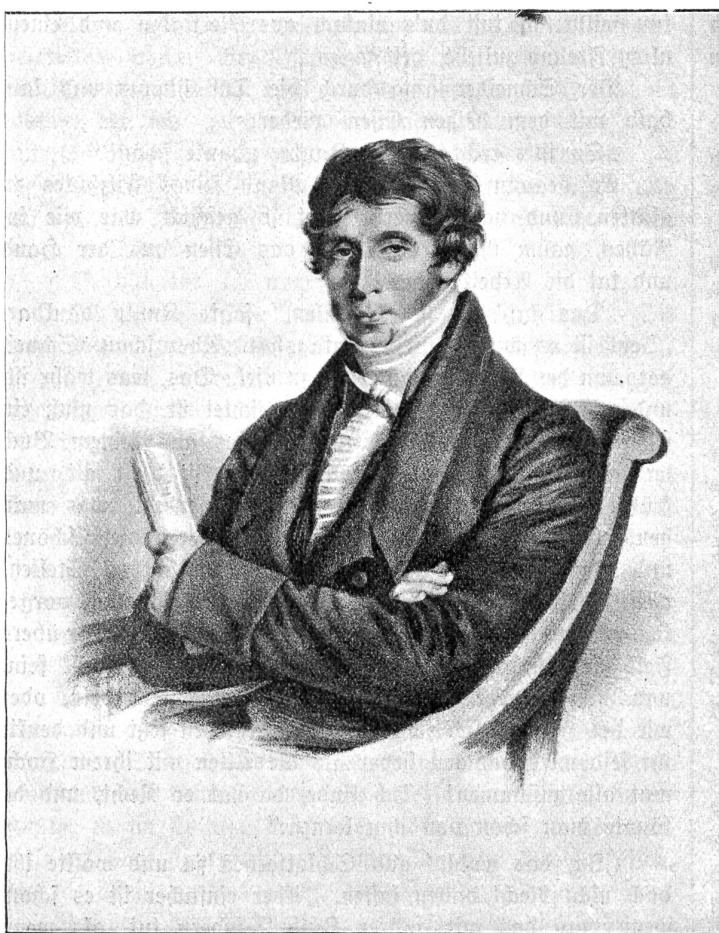
(Fortsetzung folgt.)

Charles Pictet de Rochemont.

Von Dr. Hans Brugger.

Wer wollte nicht gern den Verfasser unserer Neutralitätsakte etwas näher kennen lernen? Außer Dufour hat Genf unserm Vaterlande im vorigen Jahrhundert keinen verdienstvolleren Mitbürger und Staatsmann geschenkt. Der

Name Pictet hat auf dem Gebiete der schweizerischen Naturforschung einen besonders guten Klang, wir denken z. B. an Raoul Pictet, der die Eismaschine erfand. Seit dem 15. Jahrhundert waren die Pictets in Genf eingebürgert



Charles Pictet de Rochemont.

und an die 37 Magistrate, Pfarrer und Professoren aus dieser Familie haben sich um ihre Stadtrepublik verdient gemacht. Obgleich patrizischen Standes waren die Pictets des 18. Jahrhunderts liberal von Gesinnung und Charles' Vater, vormals Regimentsoberst in holländischen Diensten, widersegte sich recht kräftig der Verurteilung von Rousseaus Schriften 1762 und überwarf sich darob mit seinen Ratskollegen. Seinen Sohn schickte er ins treffliche Institut Haldenstein bei Chur, wo er Cäsar Laharpe, Legrand, Gauenz von Salis, Hans Reinhard und andere spätere Bühmtheiten zu Mitschülern hatte. Zwanzig Jahre alt, trat Charles Pictet in französische Kriegsdienste und brachte es bald zum Major. Für seine Weiterentwicklung war ihm ein längerer Aufenthalt in England von größtem Nutzen. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich 1785 vermählte er sich mit der Urenkelin eines tapfern Hugenottenführers de Rochemont, der unter Wilhelm III. von Oranien gekämpft hatte. Pictet nahm regen Anteil am Erziehungswesen und an der Hebung des gewerblichen Lebens in seiner Vaterstadt; er suchte die Kenntnisse wissenschaftlicher Entdeckungen unseres Volks zu bringen und damit die heimische Industrie zu fördern. Im Jahr, da die französische Revolution ausbrach, wurde er Mitglied des Großen Rates und versah in dieser Stellung ein Richteramt.

Mit Angst und Spannung schaute das Genfer Patriziat dem urgewaltigen Losbruch des Gewitters im Westen zu. In Genf selbst kündigte sich die Revolution immer deutlicher an. Der Boden war hier zu einer Umwälzung wohl vorbereitet, hatten ja doch die Demokraten schon einmal 1782 die Regenten von ihren Stühlen gestoßen. Bernische und französische Kriegsmacht war dem Patriziat zu Hilfe geeilt. Noch zehn Jahre lang regierte es weiter. Im Herbst 1792 rückte ein französisches Revolutionsheer vor seine Tore, fand

aber die Stadt von 2500 Bernern und Zürchern besetzt. Der Glaubenspaltung wegen hat Genf nie mit der gesamten Schweiz verwachsen können, nur mit Bern und Zürich stand es im Burgrecht, es war nicht einmal beigegeben in dem Defensivbündnis, das die Schweiz noch 1777 mit Frankreich abgeschlossen hatte. Bern war sein Hirt seit dreieinhalb Jahrhunderten gewesen. Wenn wir Pictets Lebensgeschichte weiter verfolgen, so erfahren wir zugleich, wie Genf ein eidgenössischer Kanton geworden ist. —

Die Wirbel der Umwälzung wurden in Genf von 1792 auf 1793 von innen her entfesselt. In Jahresfrist kamen die Genfer Jakobiner obenauf. Die Stadt Calvins wollte es in allem Paris gleich tun, äffte alles nach: Nationalversammlung, Nationalgarden, Freiheitsbäume, Klubs, Sansculotten, Revolutionsgericht. Man trug der liberalen Staatsgesinnung Pictets Rechnung und wählte ihn in die Genfer Nationalversammlung, sogar ins Obergericht. Die Anarchie schritt indessen immer weiter vor und forderte auch ihre Blutopfer. Ein Schwager Pictets und zehn andere Aristokraten erlitten den Tod. Er selber fand sich eines Tags mit 400 andern Verdächtigen im Kornhaus Chanlepoule eingekerkert. Das war im Juli 1794. Doch als die Genfer vom Sturze Robespierres in Paris hörten, kamen auch sie wieder zu normaler Besinnung und öffneten die Gefängnisse. Sie füllten aber die Staatskasse aus dem Gut der Aristokraten, einzelne büßten bis zu 40 Prozent ihrer Habe ein. Jetzt lockte Frankreich zu freiwilligem Anschluß an die große Westmacht. Allein selbst das revolutionäre Genf wollte nichts davon wissen. Seinen Mut zu brechen, begannen die Franzosen einen Zollkrieg, der die Stadt umso empfindlicher traf, weil ihr Gebiet damals, kleiner als heute, in sechs Stücke (Enslaven) zerstellt war. Es war eine förmliche, lang andauernde Belagerung. Der Sturz der alten Eidgenossenschaft zog auch die Einverleibung Genfs mit Frankreich nach sich.

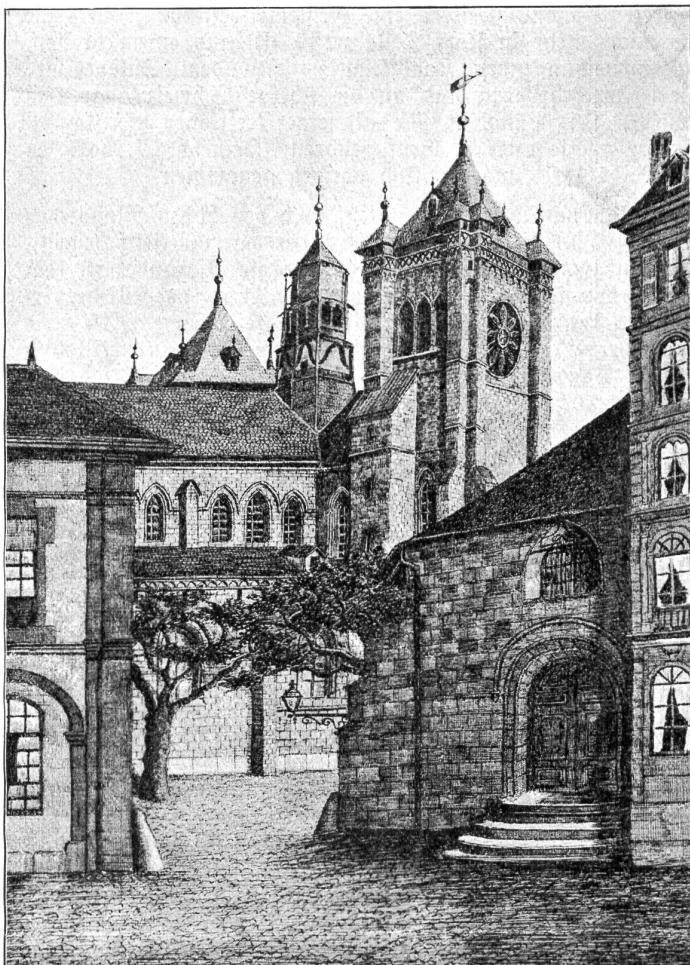
Als am 15. April 1798 ein französisches Infanterieregiment in Genf einzog und das Rathaus umringte, beschlossen 40 dort versammelte, französisch gesinnte Bürger den „Wunsch“, sich mit Frankreich zu vereinigen. Diese erzwungene Freiwilligkeit hatte für Genf immerhin das Gute, daß es nicht ausgeraubt wurde, daß das Stadtgut Gemeingut blieb. Die Wappen einer freien Republik Genf mußten natürlich entfernt werden. Doch war den lebenden Wappentieren Genfs ein besseres Los beschieden, als denen von Bern. Während die Franzosen 1798 unsere guten Mützen gräßlich und unter höhnenden Bezeichnungen aus ihren Gräben zerrten und nach dem botanischen Garten in Paris verbrachten, öffneten die Genfer ihren Adlern den Käfig, diese hoben ihre Schwingen und schwieben majestätischen Fluges dem Montblanc zu.

Viele Genfer sträubten sich beharrlich, Franzosen zu werden, und verließen ihre zur französischen Präfektur herabgesunkene Vaterstadt. Die berühmte Frau von Staël, Schloßherrin zu Coppet unweit Genf, äußerte sich zu Pictet, in dessen Haus sie oft verkehrte: „Ich mag's nicht leiden, daß Sie nicht Franzose werden wollen, denn ich wäre gern Ihre Landsmannin.“ Charles Pictet teilte seine freie Zeit zwischen schriftstellerischen Arbeiten und landwirtschaftlichen Unternehmungen. Er hatte 1796 gemeinsam mit seinem Bruder Marc und einem Freunde Maurice die Zeitschrift „Britische Bibliothek“ gegründet, die sich der Politik ganz enthielt, so daß sie die napoleonische Zeit überdauerte und unter dem Namen „Bibliothèque universelle“ noch heute in großen Ehren fortbesteht. Sie bezog in ihren Anfängen den meisten Stoff aus England, das seit der Reformationszeit immer im Ideenaustausch mit Genf geblieben war. Charles Pictets Beiträge über Landbau zumeist füllen im Sonderabdruck nicht weniger als zehn Bände.

Pictet war genötigt, sein durch die Revolution stark geringwertiges Vermögen wieder auf die Höhe zu bringen. Zu Lancy, unweit der Stadt, kaufte er sich ein Landgut und hob es zu einer Musterfarm. Den belgischen Pflugburgerte er in seiner Umgebung ein. Er wußte sich aus den Schafhürden von Rambouillet bei Paris zwölf Merinos spanischer Abkunft zu verschaffen. Nach wenig Jahren zählten die Merinos um Genf herum über 9000 Stück. Fürst Esterhazy aus Ungarn kaufte Pictet auf einen Schlag für 8000 Fr. Schafe ab. Und einen seiner Söhne schickte Pictet mit einer Herde Merinos sogar nach Russland. Die Tiere waren bestellt vom Herzog Richelieu, einem reichen französischen Emigranten, den der ihm befreundete Zar Alexander zum Gouverneur von Odessa erhoben hatte. So verschaffte die Schafzucht Pictet hohe Bekanntheiten und Gönner, mit denen er später als Politiker zu verkehren hatte.

Das Bauernwesen brachte Pictet Gewinn, stähle seine Gesundheit und hob die Spannkraft seines Geistes. Wie glücklich fühlte er sich, wenn er draußen in Lancy den Pflug führte und einen trefflichen Vorwand hatte, nutzlosem gesellschaftlichem Treiben in der Stadt zu entgehen. Vielen seiner Freunde war das nicht recht, denn Pictet war ein geistvoller, beliebter Gesellschafter, und in jüngern Jahren glänzte er bei geselligen Anlässen nicht selten in der Kunst dichterischen Vortrags. — Schon stand Pictet an der Schwelle des Greisenalters, als er plötzlich aus seinem Stilleben herausgerissen und auf die Bühne der väterländischen und europäischen Politik versetzt wurde. Es war ihm beschieden, in den Jahren 1813 bis 1816 sein Bestes für Genf und die Schweiz zu tun. Drei Jahre lang war der 58 Jährige fast immer auf Reisen, war zu Fuß oder zu Pferd fortwährend im Dienste seiner engern und weitern Heimat beschäftigt.

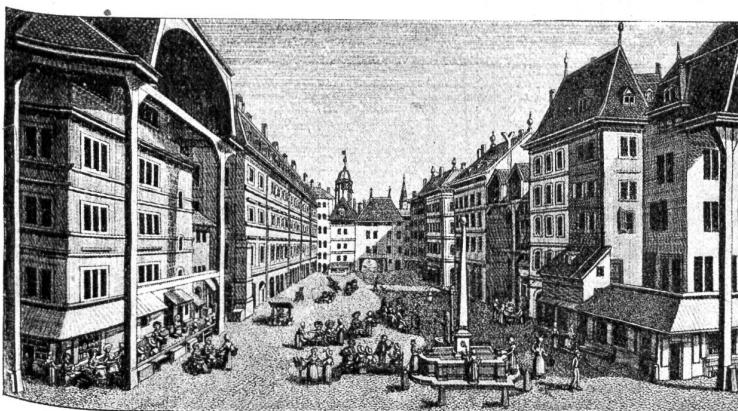
Gegen Ende Dezember 1813, nachdem die eisernen Würfel auf der Leipziger Ebene gefallen waren, klopfte eines Abends der alt-Syndic Lüllin an Pictets Tür. Kunde war von Basel her gekommen, die Verbündeten d. h. die Österreicher, Russen und Deutschen hätten die Schweizergrenze ungeachtet unserer Neutralitätserklärung überschritten und ein Teil des Heeres sei im Anmarsch nach Genf. Für die Genfer sei der Augenblick zur Lossage von Frankreich und zur Wiederaufrichtung ihrer politischen Selbständigkeit gekommen. Pictet ließ sich bereit finden, Mitglied der provisorischen Regierung zu werden, die Lüllin vorbereitete. — Den 30. Dezember früh zog die französische Besatzung ab, ein paar Stunden waren die Genfer ganz sich selbst überlassen, am Abend rückte General Bubna mit seinen Österreichern ein. Der 31. Dezember 1813 ist ein historischer Tag für Genf geworden. Nach einer Verständigung mit Bubna verkündete Pictets helltönende Stimme auf öffentlichem Platze die Wiederherstellung des Selbstregiments der Genfer. Sie hielt sich jetzt für frei, im Grunde



Die Kathedrale St. Peter in Genf.

hing noch alles in der Schwebe. Österreicher waren an die Stelle der Franzosen gerückt, doch Bubna war voller Wohlwollen gegenüber Genf. Im ersten Gespräch, das er mit dessen Behörden führte, deutete er auf den Wall des Zuras hin und sagte: „Dort sind die natürlichen Grenzen eurer mit der Schweiz vereinigten Republik!“ Genfs Hilfskräfte nahm er nichtsdestoweniger voll in Anspruch und führte 83 schöne Genfer Geschütze mit sich. Bierzig davon sind bis Wien verschleppt worden. Die Genfer ruhten nicht, bis sie alle wieder zurück erhielten.

Es galt nun die von den französischen Beamten in Unordnung hinterlassene Verwaltung wieder zurechtzubringen und von den Siegern bei Leipzig, den verbündeten Monarchen, die Anerkennung von Genfs Unabhängigkeit zu erlangen. Jetzt trat Pictet auf den Plan. Er war einer der drei Boten Genfs an die Souveräne, die in Basel Hof hielten. Unterwegs besuchte er den ihm längst befreundeten, wissenschaftlichen Landwirt und Erzieher Emmanuel von Fellenberg in Hofwil, dem er seinen dritten Sohn Adolf in Pflege und Unterricht anvertraut hatte. Es traf sich ausgezeichnet, daß Fellenberg kurz vorher zu Basel im Hauptquartier der Alliierten gewesen war. Er gab Pictet eine sehr wirksame Empfehlung an den Freiherrn von Stein mit auf den Weg. Stein war damals Minister beim Zaren Alexander und auf der Höhe seines Einflusses. Er führte Pictet bei den andern anwesenden Diplomaten ein, bei Hardenberg aus Preußen, beim österreichischen Minister Metternich, auch bei den russischen und englischen Staatsmännern. Auf Steins Anraten faßte Pictet die Genfer Wünsche in einer Denkschrift zusammen. Genf wünschte, laut Pictets Schrift, erstens als Kanton dem Schweizerbund bei-



Place du Mollénard, Genf.

zutreten — und zweitens eine Gebietserweiterung, durch die es, nicht mehr in sechs Teile zerstüdelt, aus einem breiten, zusammenhängenden Landstrich zwischen dem Salève und dem Jura bestehen und an die übrige Schweiz angrenzen würde. Das Ländlein Gex mit seiner trefflichen Bergfamme-grenze müßte auch zu Genf gehören; Heinrich IV. hatte es im Jahr 1601 widerrechtlich vorweg genommen.

Nicht nur den Diplomaten, auch den hohen Monarchen stellte sich Pictet vor. Zar Alexander war ihm sehr geneigt. „Il faut vous coller à la Suisse,“ sagte Alexander zu ihm und beteuerte das hohe Interesse, das er an der Wiederherstellung der schweizerischen Unabhängigkeit nehme. „Ich habe nicht vergessen, daß ich die ersten Elemente meiner Bildung einem Schweizer verdanke!“ Er meinte damit César La-harpe, seinen waadtländischen Jugendzieher. Der Empfang bei Kaiser Franz I. und bei König Friedrich Wilhelm III. war ebenfalls ein huldvoller gewesen. Eine schriftliche Zu-sicherung seiner Genfer Wünsche erlangte Pictet noch nicht. Das ist auch wohl begreiflich, erst mußte Napoleon besiegt werden, und dieser gab den Verbündeten zu Anfang 1814 noch schwer zu schaffen.

Der Freiherr von Stein fand solchen Gefallen an Pictet, daß er ihn bewog, in seine Dienste zu treten. Aus dem Schafzüchter von Lancy war über Nacht ein russischer Staatsrat geworden. Doch nicht für lange. Bis Troches begleitete er das Hauptquartier der Verbündeten, dann rief ihn die Sorge um seine Vaterstadt und seine Familie nach Hause. Es ist bekannt, wie dem Kaiser Napoleon in jenem Winter noch einmal kurz vor dem völligen Erlöschen das Siegesglück leuchtete. Sein General Augereau näherte sich die Rhone herauf dem wenig beschützten Genf. Die Stadt war in kritischer Lage. Allein Feldmarschall Blüchers durchschlagende Energie führten den Sieg über Napoleons ge-schwächte Armee herbei; damit waren auch die Genfer von ihrer Furcht erlöst. Während Napoleon in die Verbannung nach Elba ging, schlossen die Verbündeten den ersten Pariser Frieden. Pictet war nach Paris geschickt worden, um bei den jetzigen Machthabern Europas für sein Genf die Erfüllung der in Basel vorgekippten Hoffnungen zu erwirken. Da gab's schwere Arbeit. Freiherr von Stein, sein Gönner, schmollte mit aller Welt, der Vertreter Englands

verhielt sich gleichgültig. Pictet verlor den Mut nicht, er lief von Pontius zu Pilatus, schrieb Brief um Brief, Denkschrift um Denkschrift. Der Schweizerfeind Minister Talleyrand weigerte sich beharrlich, das Ländlein Gex an Genf abzutreten und der Schweiz eine gute Südwestgrenze zu gönnen. Auch auf Zar Alexander war kein rechter Verlaß. In übertriebenem Edelmuth wollte er nicht zugeben, daß Frankreich eine Mitschuld an Napoleons Übergriffen zu tragen habe, es sollte genau in den Grenzen wieder hergestellt werden, die es beim Ausbruch der Revolution gehabt. So erlangte Pictet im ersten Pariser Frieden nichts weiter als die ausdrückliche Anerkennung Genfs als Kanton der Eidgenossenschaft. Dies geschah im Mai 1814, in einem Zeitpunkt, da die Tagsatzung über die Aufnahme Genfs in den Bund noch gar keinen Besluß gefaßt hatte. Pictet verzögerte nicht, was er in Paris nicht erreicht hatte, hoffte er in Wien zu erlangen, wo im Herbst ein neuer Kongreß zusammentreten sollte. Kurz vor seiner Abreise von Paris gewann er die Freundschaft des russischen Diplomaten Capo d'Istria, eine Freundschaft, die für Genf und die Schweiz in der Folge sehr wertvoll war.

Der erste Juni 1814, ist dem Gedächtnis der Genfer unvergleichlich geblieben. Ein Freiburgerbataillon rückte in die Stadt ein als vorläufiges Pfand ihrer Aufnahme in den Schweizerbund. Die Erinnerung an dieses Ereignis ist im Genfer Festspiel von 1914 in ergreifender Weise wiedererweckt worden. Die Tagsatzung hat zwar Genf erst am 12. September mit einem Mehr von 15 Stimmen in den Bund aufgenommen, die Genfer selber hielten sich aber schon vom 1. Juni an für richtige Schweizer und sahen damit einen fehnlichen Wunsch ihrer Vorfäder erfüllt.

Das Eine war erreicht, Genf war schweizerisch, aber in welch zerstückeltem Zustand! Das durfte nicht so bleiben, die Lüden mußten ausgefüllt, das Ganze abgerundet und mit dem waadtländischen Boden in Berührung gebracht werden. War's möglich, die Abtretung so vieler savoyischer und französischer Gemeinden zu erlangen, damit der neue Kanton desenklaviert würde und die Schweiz eine Südwestgrenze bekäme, die sich verteidigen ließ? Staatsrat Pictet setzte seine ganze Kraft daran, dieses Ziel zu erreichen. Im Herbst 1814 reiste er in Gesellschaft seines Freundes d'Ivernois und ihres Sekretärs Eynard an den Wienerkongreß.

(Schluß folgt).

Heimatschutz und Reklame.

Seitdem die Künstler der Reklame ihre Aufmerksamkeit zugewendet und für sie einen eigenen ausprobierten Stil erfunden haben, fehlt es nicht an Plakaten, die den Forderungen der Ästhetik entsprechen, auch wenn sie in weitgehendstem Maße ihren Zweck als Anpreisungsmittel erfüllen. Aber noch immer bereitet die Frage, wie die Reklame angebracht werden soll, daß sie das Landschafts- oder Städtebild nicht störe, dem Heimatschützler Sorge. Im neuesten „Heimat-schutz“-Heft widmet Chr. Conrardin dieser Frage einen längeren Aufsatz. „Auch ein gutes Plakat — so schreibt er — kann zur Verunstaltung des Straßenbildes dienen, als zu dessen Schmuck. Es kommt alles darauf an, wo es angebracht ist!

Während früher, und an manchen Orten noch jetzt, jeder sein Plakat anklebte, wo es ihm gefiel, an einer Mauer, an einem Stalltor, am Zaun usw., sind andere Orte dazu gekommen, den ganzen Plakataushang zu vereinheitlichen und zu verpachten.

An Stelle des regellosen Anhängens ist die strenge Ordnung getreten, und man sieht überall das Bestreben, durch passende Gruppierung das oft sehr spröde Material einigermaßen angenehm zu machen oder, wie wir später sehen werden, es zum eigentlichen Straßenschmuck zu verwenden.

Als Mittel für den Plakataushang haben wir in den Ortschaften, die dafür behördliche Bewilligungen erteilt ha-



Schlecht aufgestellte Plakatwand mit ungeordnet angebrachten Plakaten. Zweifelhafter Schmuck eines Gartens.